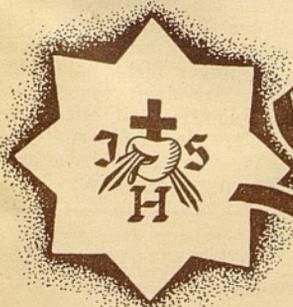




Katholische Missionszeitschrift der Missionäre Söhne
des hl. Herzens Jesu



Stern der Neger

Heft 2 / Februar 1939
42. Jahrgang

Inhalt: Missionshoffnungen am Gutschwa, S. 17. — P. Isidor Stang † (Schluß) S. 18. — Südafrikanische Städtebilder: Johannesburg, S. 20. — Umschau, S. 24. — Auserwählt. Religiöser Bauernroman von H. Wittbalm, S. 28. — Abbildungen: 1. Teilanficht von Jerusalem. — 2. In der Handwerkerchule von Nyeri, Ostafrika — 3. Grundsteinlegung einer Eingeborenenkirche in Südafrika. — 4. Bei einem chinesischen Töpfer. — 5. Japanische Schweißern. — 6. Missionär verbindet einen Indianer. — 7. Indian. Brautpaare. — 8. Indian. Tänzer und Musikanten. — Das Umschlagbild zeigt eine junge Rikuyumutter aus Nyeri (Ostafrika) mit ihrem Kind.

Preis: ganzjährlich Deutsches Reich 2 Mark, Italien + Eire, Ungarn 2.50 Pengö, Tschechoslowakei 12 cK, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark. — **Verfand** durch **Missionshaus Josefstal bei Ellwangen (Sagst) Württg.**

Gebetsempfehlungen

Ein „Etern“-Leser bittet ums Gebet, um in einem katholischen Ort gute Stelle zu bekommen. — Schl. aus Gl. bittet ums Gebet zur Muttergottes, zum hl. Joseph und zu den Armen Seelen, um in geschäftlichen und in großem seelischen Anliegen Hilfe zu erlangen. — F. Dr. B. bittet um Gebetshilfe in einem schweren Familienanliegen. — Langjährige Abonnentin bittet in schwerem Leiden um Gebetshilfe. — Ein Leser bittet ums Gebet in einem schweren seelischen Anliegen. — Langjährige Leserin bittet inständig ums Gebet und Einschluß ins heilige Messopfer in schwerem Anliegen. — S. W. aus M. W. (Brief er-

halten; herzlichen Dank) bittet in schwerem Anliegen um Gebetshilfe. — „Stern“-Leser aus der Schweiz: Dank dem Herzen Jesu, der Mutter Gottes von Weißenstein, hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und hl. Antonius für Hilfe in mehreren Anliegen. — Tausendfachen Dank für wunderbare Erhörung und erneute Bitte um Einschluß ins Gebet und ins heilige Messopfer (Brief erhalten). — R. A. aus W.: Dank dem hl. Judas Thaddäus, hl. Theresia, hl. Konrad v. Parzß, und P. Phil. Jeningen. — A. S., Wiesl. empfiehlt sein Anliegen dem Gebete. — R. R. Werb. dankt für teilweise Erhörung und bittet um weitere Gebetshilfe.

+ TOTENTAFEL +

Es starben von unsern Abonnenten: Florian Schöber, Graz (Steiermark); Theresia Schwarzenbrunner, Leonstein (Oberösterreich); Anna Langgruber, Ort im Innkreis (Oberösterreich); Theresia Mader, Rohr a. d. Krems (Oberösterreich); Kath. Obermüller, Waidhofen a. Ybbs (Niederösterreich); Herr Oberlehrer Angstenberger, Wasseralfingen (Württemberg); Apollonia Hofer, Liebenau bei Graz (Steiermark); Joh. Engert, Rottenburg bei Würzburg; Theresia Eieber, Bogt bei Ravensburg (Württemberg); We. Rosalia Furrer, Birkchen (Schweiz); Joh. Witt-

linger, Obermarchtal (Württemberg); S. S. Kurat Gabriel Summer, Ludesch (Vorarlberg); Stephan Lehar, Gießing (Burgenland); Gg. Pehmann, Ybbsitz (Niederösterreich); Anna Straßer, Waldzell (Oberösterreich); Maria Polz, Neukirchen am Wald (Oberösterreich); Josefa Jelen, Buch bei Hartberg (Steiermark); Christine Linßenmann, Stuttgart; Max Liebel in Kölsheim; Rosina Haugg, Bieberbach b. Augsburg; Dr. Karl Kraus, Weiden (Oberpfalz); Georg Kramer, München. R. I. P.

Gebetsmeinung für den Monat Februar

Die Missionen im chinesischen Kriegsgebiet.

Die gespannte Lage, die seit 1931 zwischen Japan und China bestand, verschärfte sich im August 1937 derart, daß es zu dem blutigen und langdauernden Krieg kam. Obwohl nun die Japaner im Verlauf des Krieges keinen Haß gegen die Kirche zeigten, so wurden derselben doch viele Leiden auferlegt, die sich als notwendige Folgen der modernen Kriegsführung darstellen. Besonders betroffen sind die Missionsgebiete von Shanghai, Nanjing, Wuhu, Anking und Pengu. Schwer lasten auf der Bevölkerung Entbehrung und Not. Viele Christen, die vor den gegnerischen Armeen flüchteten, können nicht mehr nach Hause zurückkehren. Besteht eine Hoffnung, daß sich diese Gebiete wieder erholen und daß die

schwer mitgenommenen Missionen wieder aufblühen werden? Gewiß. Sie gründet sich nicht so sehr darauf, daß den Notstandsgebieten möglicherweise wieder materielle Unterstützung zuteil werden wird, als vielmehr auf den Umstand, daß Japaner sowohl wie Chinesen voller Hochschätzung und Bewunderung sind über die Tätigkeit der katholischen Caritas, die sich überall der Armen, Kranken und Verwundeten annimmt. Wenn wir Katholiken zu diesen Werken christlicher Liebe, in denen sich die Lebens- und Liebestraft der Kirche einer staunenden heidnischen Welt offenbart, unsere Gebete hinzufügen, so dürfen wir hoffen, daß die göttliche Vorsehung jene traurigen Kriegsfolgen zum Guten wenden wird.

Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Heft 2

Februar 1939

42. Jahrgang

Missionshoffnungen am Gutschwa.

September ist Sommeranfang in Südafrika, und die Sonne brannte schon heiß, als wir gegen 9 Uhr morgens unseren kleinen Fordwagen bestiegen. Die Brüder brachten noch einen Wassersack, wie sie hier üblich sind, befestigten ihn an der Seite des Wagens, und packten uns einige Zitronen und etwas Zucker ein. So zogen wir aus — P. Höfer, der Obere der Station Umanzimhlope, und meine Wenigkeit, zur Zeit auf Krankenurlaub.

Die Transvaaler Provinzregierung verwendet jedes Jahr eine gute Summe von unseren Steuergeldern zum Straßenbau. Aber bei den ungeheuren Entfernungen in diesem Lande ist es nicht zu verwundern, daß trotzdem manche Strecken der Schrecken der Automobilisten sind. Wir hatten aber doppelten Grund uns auf etwas gefaßt zu machen. Unsere Reise ging in die Wildnis. Die ganze Auskunft, die wir über den Weg bekommen konnten, war: Der Weg soll sehr schlecht sein — sagt man!

Der Osten der Apostolischen Präfektur Lydenburg ist ein Paradies landschaftlicher Schönheit. Unsere Station hier liegt auf einem kleinen Höhenrücken, der weithin die Gegend beherrscht, und das kleine Eukalyptuswäldchen um Haus und Kirche ist ein Wahrzeichen der Landschaft. Im Westen steht wie eine Mauer der Steilabfall der Drakensberge. Die ausgedehnten Baumpflanzungen um uns, ermöglicht durch den häufigen und schweren Nebel, muten mit ihrem Grün an wie ein Stück Heimat mitten im afrikanischen Busch. Gegen Osten dehnt sich eine unabsehbare Ebene, die sich in Portugiesisch-Ost-Afrika fortsetzt, bis ans Meer. — Wenn an heißen Tagen sich ein

zarter, bläulich-weißer Schleier über Täler und Höhen legt, dann scheint es, als wohnten tausend Wunder und Geheimnisse in diesen Schluchten und Bergfalten. In Wirklichkeit hausen dort Fieber und wilde Tiere. Herden von Blauaffen und häßlichen Baboons berauben die kleinen Felder. Löwen aus dem angrenzenden Wildpark tauchen bei Nacht auf. Kudu und Buschbock verschwinden behende im Unterholz. Und nicht zu vergessen — die Schlangen! Die überaus giftige Mamba, die einem galoppierenden Pferd an Schnelligkeit gleichkommt. Der Verderben speiende Ringhals, von denen uns einer neulich beim Sonntagspaziergang eine Ueberraschung bereitete. Schlangen in allen Farben und Größen! — Obwohl die Flußläufe und Talsohlen von Malaria verpestet sind, wohnen dort glückliche schwarze Menschen, deren runde Hütten sich so an die Buschlandschaft anschmiegen, daß ein ungeübtes Auge sie kaum entdecken wird.

Unser Reiseziel an jenem Morgen war also die Wildnis am Gutschwa. Den Gutschwa hatten wir entdeckt beim Studium der offiziellen Karte, konnten aber sonst wenig Auskunft darüber bekommen. Die südafrikanische Regierung kommt allmählich zur Erkenntnis, daß sie für ihre Eingeborenenbevölkerung etwas tun muß, wenn nicht der von Amerika aus genährte Kommunismus das Land ins Unglück stürzen soll. So hat sie hier den Schwarzen ein Stück Land angewiesen und man sagt, daß sich auf nicht allzu großem Raum 40 000 Menschen angesiedelt haben.

Links an unserem Weg lag der Legogot, ein gigantischer Felsblock, der von weitem einem schlafenden Löwen nicht

unähnlich sieht. Eine halsbrecherisch schlechte Straße — wenn man Sandgruben, Steinblöcke und Dreckpfützen so nennen kann — führte an der Seite des Berges entlang ins Tal hinab. Die noch sichtbaren Spuren eines Ochsenwagens wirkten ermutigend — wenn der hinuntergekommen war, wollten wir es auch wagen. Vor uns lag nun ein weiter Talkeffel, auf drei Seiten von Bergen umschlossen und auf der vierten Seite vom Wildpark getrennt durch den Sigazifluß. Ein Streifen gepflügter Felder und ein kleines Dörfchen von Kralen bezeichnete den Sitz des jungen, aber weithin bekannten Häuptlings Makaschlel, der mit starker Hand sein Völklein Swazis regiert.

P. Höfer hatte vergangene Woche das Gebiet zu Fuß durchstreift und als wir bei einem Kral hielten, wußten die Leute bereits: Das sind die „Römer“, die eine Schule und ein Hospital bauen wollen! Mit Neugierde betrachtete uns Alt und Jung. Die Allerkleinsten, die sich in ihrem Adamskostüm doch nicht ganz hoffähig vorkamen, liefen schreiend davon. Als wir weiterfuhren, boten sich einige dicke Swazidamen an, uns den Weg zum Eingeborenenladen zu zeigen, wo ein Weißer wohnt. Bei dem Gewirr von Pfaden und den Tüden von Bächen und Sümpfen konnte man diese Begleitung nicht abschlagen.

Bei der ersten Ueberschreitung des Gutschwa wäre es uns um ein Haar schlecht gegangen. Brücke war natürlich keine vorhanden. Aber die Schwarzen versicherten uns lebhaft, das sei der rechte Uebergang. Um uns zu überzeugen, watete schließlich ein schwarzes Mädchen ins Wasser — es ging ihr bis an die Knie. Da wir keine Wahl hatten, wagten wir es. Also los! Heiliger Christophorus, hilf! Der Motor brummte unwillig. Die Räder warfen das schmutzige Wasser in

die Höhe — und dann saßen wir fest! P. Höfer machte seinen Gefühlen und Befürchtungen in bestem Schwäbisch Luft und ich schaute ihn in stummer Resignation an. Aber wir hatten das Schlimmste schon überstanden. Nur die beiden Hinterräder waren in eine Lage von sumpfiger Schwarzerde geraten und drehten sich hilflos. Ein neuer Versuch brachte uns auf festen Boden. Der Gutschwa war überschritten!

Zwischen dem Tälchen des Gutschwa und der dahinterliegenden Mauer von Bergen zieht sich ein sanfter Höhenrücken hin. Der schien uns der rechte Platz zu sein für die künftige Mission. Der Weiße — der einzige im ganzen Bezirk —, der den eitlen Swazis farbige Perlen und scheckige Tücher und etwas Salz und gelegentlich eine Kerze verkauft, bestätigte unsere Ansicht. In der Nähe sei eine kleine Quelle — und Wasser ist ja unentbehrlich für ein Hospital. Auch werde bald eine neue Straße gebaut, die dann ganz an die Mission heranzuführen werde. Dann könne auch der Regierungsarzt herkommen. — Wir sprachen noch einige Zeit mit dem Mann, der schon zehn Jahre hier lebte. „Es muß etwas für die Schwarzen getan werden. Sie müssen eine Säuglingsklinik haben und Malaria und Geschlechtskrankheiten müssen mit aller Macht bekämpft werden.“ — Er selber war auch vom Fieber gekennzeichnet.

Als wir auf dem Heimweg den Gutschwa wieder durchquerten, stand die Sonne bereits im Zenith. Die Hitze war beschwerlich und kam in dicken Schwaden durch das offene Fenster des Autos. Bevor wir den letzten und gefährlichsten Teil unseres Aufstiegs wagten, tranken wir etwas Zitronenwasser — unser Mittagsmahl.

P. Steidle, F. S. C.

P. Jsidor Stang †.

(Schluß.)

Der Ausbruch des Weltkrieges hat, wie fast in allen deutschen Missionsgebieten, auch im Sudan die Tätigkeit der Glaubensboten zunächst stark gehemmt und später vollständig zum Stillstand gebracht, da Patres wie Brüder in die Gefangenenlager wandern mußten.

Den P. Stang und seine Mitarbeiter traf dieses Los im Frühjahr 1916. Zuerst wurden sie im Gefangenenlager Ras el Tin bei Alexandrien interniert, und als die deutsche U-Boot-Gefahr wuchs, in das Lager Sidi Bishr, das tiefer in der Wüste lag, überführt. Glücklicherweise wurde

die Schilluk-Mission dadurch nicht gänzlich aufgehoben, denn italienische Patres aus dem Mutterhaus Verona übernahmen die drei Schillukstationen Lul, Tonga und Detwok. Für die Missionäre sowohl wie für die Neuchristen und Katechumenen brachten diese Kriegsmaßnahmen ein Unmaß von Leid und Bitterkeit. Wiederholt gaben die Neubekehrten in Briefen an P. Stang ihrer Sehnsucht nach seiner Rückkehr lebhaften Ausdruck. Auch der Schillukkönig Fadiet schrieb im Januar 1917 an P. Stang nach Ras el Tin und teilte ihm unter anderem mit, daß er selbst verfolgt werde und für sein Leben fürchte. Bald darauf erfuhr man auch die Tatsache seines erfolgten Todes. Er war wie seine Vorgänger Hofintrigen zum Opfer gefallen. Die Gefangenschaft der Missionäre zog sich weit über den Friedensschluß hinaus. Erst im Herbst 1919 hat sie ein türkischer Dampfer nach Hamburg befördert.

Der Zusammenbruch mit seinen Begleit- und Folgeerscheinungen schien auch das heimatische Missionswerk vernichtet zu haben, zumal im Versailler Friedensvertrag die Ausschließung der deutschen Missionäre aus den Kolonien der Feindmächte verfügt worden war. Das Gottvertrauen, das die Glaubensboten bei ihrer Tätigkeit unter den zu missionierenden Völkern aufrecht erhielt, verließ sie aber auch jetzt nicht. Sie begannen alsbald durch Predigten und Vorträge die Missionsliebe in der Heimat neu zu entfachen, und manche von ihnen faßten sogar den Entschluß, neue Missionsinstitute zu errichten, um, sobald es Zeit und Verhältnisse gestatteten, Deutschland den ihm gebührenden Anteil an der Weltmission wieder zu sichern. Auch P. Stang faßte einen derartigen Plan und suchte ihn, ungeachtet des Mangels an finanziellen Mitteln, zur Ausführung zu bringen. Ein volles Jahr lang streifte er durch seine Heimat auf der Suche nach einem Anwesen, das als Pflegestätte missionarischer Berufe eingerichtet werden könnte. Ende 1920 bot sich in Schrezeheim bei Ellwangen Gelegenheit, einen heruntergekommenen Mühlenbesitz zu erwerben. Dort konnte er Mitte Februar 1921 mit einigen Mitbrüdern ein Missionskonvikts eröffnen, in das sich in den

nächsten Monaten eine kleine Schar angehender Missionszöglinge zum Eintritt meldete. Ihre Zahl wuchs in den folgenden Jahren stetig. Trotz der Inflation gelang es P. Stang, die Anstalt über Wasser zu halten und die vorhandenen Räume durch einen Anbau zu vermehren. Ein Uebelstand, der sich von Anfang an schon geltend gemacht hatte, nämlich der weite Schulweg in das Gymnasium nach Ellwangen, wurde mit dem Anwachsen der Schülerzahl immer stärker fühlbar.

So kam es, daß man sich im April 1925 entschloß, in Ellwangen selbst ein geeignetes Haus zu kaufen, um den Studenten den zeitraubenden und namentlich im Winter allzu beschwerlichen Schulweg zu ersparen. Auch nach Stabilisierung der Mark kostete die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung des Institutes seinen Leiter täglich neue Mühen und Opfer. Und wohl niemand kann die Sorgen ermessen, die in jenen Jahren P. Stang immer wieder bedrückten. Dazu kam, daß der langjährige Schillukmissionär häufig von Anfällen des Malariafiebers heimgesucht wurde. Indessen gab ihm, wie im Schillukland, so auch bei dieser Gründung, sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott und den heiligen Joseph, dessen Namen das Institut trägt, die Kraft und Ausdauer, in allen Widerwärtigkeiten sich seinen urwüchsigen, gesunden Humor zu bewahren, so daß die Missionsstudenten mit großer Anhänglichkeit ihm zugetan waren. Durch lebendige und interessante Erzählungen aus seiner Missionspraxis verstand er es, in den jungen Seelen die Missionsbegeisterung mächtig zu beleben. Die zahlreichen Predigten und Vorträge, die er in vielen Pfarreien des Bistums Rottenburg und der angrenzenden Diözesen hielt, mehrten auch beim christlichen Volk den Missionseifer und Missionsopfer Sinn. Auch mit der Feder warb er für die Mission, wie unter anderem seine interessanten Aufsätze „Lul einst und jetzt“ und „Meine Erlebnisse am Hofe des Schillukkönigs Fadiet“ zeigen, die er in unserem Blatt veröffentlicht hat. Die gediegenen Kenntnisse und reichen Erfahrungen in der Landwirtschaft und Viehzucht, die P. Stang besaß, kamen dem Institut in seiner Entwicklung sehr zugute.

Die in dem ungesunden Klima des Schilluklandes ausgestandenen Strapazen, die niederdrückende, langjährige Gefangenhaltung sowie die opferreichen Gründungsjahre hatten die Gesundheit des großen und starken Mannes leider vor der Zeit erschüttert. Schon vor drei Jahren machten sich die Anzeichen einer schweren Erkrankung bemerkbar. Jedoch glaubten er wie auch seine Mitbrüder, daß er sich innerhalb weniger Monate wieder erholen würde. Um die nötige Ausspannung zu haben, begab er sich zu Ostern 1936 in unser Missionshaus nach Brigen (Südtirol). Allein auch da trat eine dauernde Besserung seines Zustandes nicht ein. Bald mußte man damit rechnen, daß er der Kongregation durch den Tod entrisSEN werde. Als am 15. November 1938 die Trauernachricht von seinem Hinscheiden in die Häuser unserer Genossenschaft gelangte, bedauerte man überall den allzu frühen Verlust.

Aus der Zahl der eingegangenen Beileidskundgebungen wollen wir nur das Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Xaver Geyer anführen, der von 1903 bis 1921 als Apostolischer Vikar an der Spitze der Sudanmission stand. Er schreibt: „Ich spreche Ihnen und der ganzen lieben Kongregation der „Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ mein tiefgefühltes Beileid aus zu diesem Trauerfall, der eines der ältesten deutschen Mitglieder der Kongregation betrifft. Ich habe dem lieben Toten mein Fürbittgebet zugewendet und hoffe zu Gott, daß der teure Heimgegangene im Jenseits den ewigen Lohn für sein Wirken und Schaffen zur Ehre Gottes, zum Heile der Neger und zum Besten der Kongregation empfangen habe.“

Es muß im Jahre 1898 gewesen sein, als ich im Missionshaus zu Milland bei Brigen in meinem Zimmer aus tiefem Schlaf geweckt wurde durch Rufe von der unter meinem Fenster befindlichen Pforte her: „Bitte aufmachen, ich bin aufgenommen!“ So schrie der Jüngling Stang und bat um Einlaß in unser Haus. Solange ich in Milland war, blieb er ein treues, eifriges und anhängliches Mitglied unseres Hauses. Auch in Afrika verehrte ich in ihm einen unermüdblichen Arbeiter am Heile der Neger. So oft ich von Khartum nach Lul kam, erfreute mich P. Stang, der dort mit seinem Obern, P. Banholzer, um das Heil der von beiden hochgeliebten Schillukneger wetteiferte, mit seinem heiteren, redseligen, nimmermüden Wesen. Was er dort unter den schwer zugänglichen Negern für die Ehre Gottes, für das Heil seiner Schwarzen gearbeitet, gelitten und geleistet hat, ist im Buch des ewigen Lebens aufgezeichnet. Wenn die heutigen Missionäre im Schilluklande die kostbaren Früchte ihrer Missionsarbeit einheimfen können, so verdanken sie das den unermüdblichen Vorarbeiten ihrer einst dort wirkenden deutschen Mitbrüder, unter denen P. Stang hervorragte. Mit Pater Stang ist ein aufrechter und gottbegeisterter Ordensmissionär in das ewige Leben hinübergegangen. Ich werde sein Andenken hochhalten, mich an seinem Eifer aufrichten, seiner im Gebete gedenken und mich seiner Fürsprache bei Gott empfehlen. . .“

Seine Ruhestätte hat der Heimgegangene im Friedhof der Pfarrei Milland bei Brigen gefunden. R. I. P.

S. Wohnhaas.

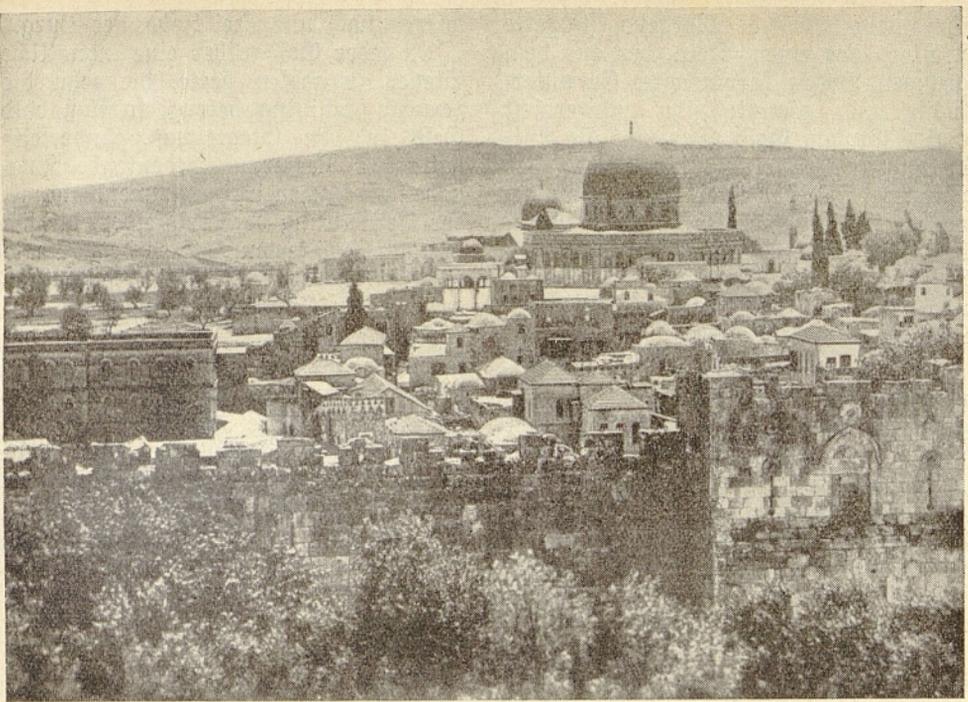
Südafrikanische Städtebilder.

4. Johannesburg.

Von Dr. August Cagol.

An einem kalten Wintertag im Juli 1886 saß Robinson, einer der Diamantenkönige, im warmen Klubhaus zu Kimberley, als ihm ein Telegramm eingehändigt wurde. Darin teilte sein Vertreter in Pretoria ihm mit, daß 60 Kilometer südlich von Pretoria goldhaltiges Gestein gefunden worden sei, und daß es wohl der Mühe wert wäre, wenn Robinson

sich die Sache an Ort und Stelle ansähe. Robinson reiste sogleich ab und nahm Beit, die rechte Hand Rhodes', mit sich. Er kaufte sofort von den öden Ländereien am Witwatersrand auf und bezahlte dafür 26 000 Pfund Sterling. Man lachte ihn weidlich aus, nannte ihn verrückt und seine Grundstücke „sündenteure Kohlfelder“. Unbeirrt ließ er einen Schacht



Teilansicht von Jerusalem. Die Omarmoschee mit ihrer gewaltigen Kuppel erhebt sich über der alten Tempelstätte und zwar an der Stelle, wo das Brandopfer dargebracht wurde. Die Ende des 7. Jahrhunderts erbaute Moschee war zur Zeit der Kreuzfahrer eine christliche Kirche. (Fides-Foto.)

graben und fand reichen Lohn für seinen Wagemut.

Seit langem wußte man, daß in Südafrika Gold vorkommt. Schon der Vortreiber Trigardt hatte 1840 in den Salzpflanzenbergen im nördlichen Transvaal eine Grube gefunden, aus der die Eingeborenen Goldkörner holten, die sie im Feuer zu Schmuckringen verarbeiteten.

Am Witwatersrand, der felsigen Wasserscheide zwischen Baal und Limpopo, war 1854 Gold gefunden worden. Allein die bürjische Regierung des Transvaal war dieser Tatsache gegenüber in einem merkwürdigen Zwiespalt befangen. Mußte sie einerseits das Vorkommen des edlen Metalls als ein willkommenes Mittel zur Füllung des stets leeren Staatsfäckels begrüßen, so fürchtete sie andererseits das dadurch bedingte Eindringen vieler fremder, unerwünschter Elemente.

1863 blieb der Wagen eines gewissen Lys in einer feuchten Niederung stecken. Als man die Räder glücklich auf festen Grund gebracht hatte, zeigte es sich, daß einige merkwürdige Steine daran hängen

geblieben waren. Lys gab sie dem deutschen Forscher Karl Mauch, der sich gerade in Pretoria aufhielt, zur Untersuchung, und dieser erklärte, daß die Steine goldhaltig seien.

1871 fand ein gewisser Button Gold zur Ersteling. Im selben Jahre begann die Tätigkeit auf den reichen Alluvial-Goldfeldern von Lydenburg. 1878 schürfte Amfiel im Nordwesten des heutigen Johannesburg nach Gold.

In den 80er Jahren stießen mehrere Leute an verschiedenen Stellen des Witwatersrandes auf goldhaltiges Gestein. Man begann, nach Gold zu schürfen und stellte da und dort Pochwerke zur Zerkleinerung des Gesteins und zur Gewinnung des Edelmetalls auf. Doch gab es viele Enttäuschungen, und die Regierung stand der Sache nicht eben hilfsbereit gegenüber.

Im Februar 1886 baute der Maurer Harrison ein Haus zu Langlaagte (westlich vom heutigen Johannesburg), und sein Freund Walker, der auf den Barber-toner Goldfeldern gegraben hatte, half

ihm dabei. Eines Morgens stolperte Walker über einen Stein, der aus dem grasigen Boden hervorragte. Er untersuchte und „pflante“ ihn und erhielt einige Gramm Gold. Das war die Entdeckung des „Haupt-Risses“ des Witwatersandes, einer öden, dünn bevölkerten Hochebene, wo Land für Ackerbau oder Weidezwecke von so geringem Werte war, daß Farmen im Ausmaß von 3000 Morgen für ein Gepann Ochsen verkauft wurden.

Nun ergriff das Goldfieber die Bevölkerung von Transaal und der angrenzenden Gebiete. In Gefährten aller Art begann der Zug nach dem neuen „Dorado“. Bald entstanden verschiedene Bergwerkslager, pilzartig aufschießende Zeltbörfen. Niemand betrat solch ein Lager, ohne eine Pflanze unter seinem Arme zu tragen, denn jedermann war aufs Goldwaschen eingestellt.

Die Buren verkauften bereitwillig ihre Farmen, im Anfang für Spottpreise, doch lernten sie schnell, ihren Vorteil wahrzunehmen.

Die Regierung zu Pretoria konnte dem großen Geschehen am Witwatersrand nicht teilnahmslos gegenüberstehen. Sie ernannte Hauptmann Karl von Brandis zum Landdrosten des Goldgräbergebietes, einen Mann, der sich großer Beliebtheit erfreute. Ferner erklärte sie gewisse Farmen frei für Schürfungszwecke und ließ Minenlose darauf versteigern. Sie ließ die Farm Randjeslaagte als künftiges Dorf für Bauzwecke vermaßen.

Der Generalvermesser der Republik, de Billiers, beauftragte seinen Beistand Johann Rissik mit der Vermessung. Als dieser und sein Amtsgenosse Johann Joubert nach Pretoria zurückkehrten, suchten sie Staatspräsident Krüger auf und erstatteten ihm persönlich Bericht. Plötzlich fragte das Staatsoberhaupt, wie denn das neue Dorf genannt werden solle. Der junge Rissik, der von dem alten Herrn gern gesehen war, erwiderte lachend: „Wir dachten daran, es „Johannesburg“ zu nennen, denn, sehen Sie, Herr Präsident, Joubert und ich heißen beide Johannes.“ Krüger stimmte in das Lachen ein und sagte: „Ich bin ja auch ein Johannes; gut, dann nennen

wir es nach uns drei Johannes-Burg.“

Da jeder Goldgräber eine monatliche Steuer zu zahlen hatte, die zehn bis zwanzig Schilling betrug, so floß bald Geld in den Staatsschatz. Andererseits hatte die Regierung bedeutende Ausgaben zu machen im Zusammenhang mit der Verwaltung der Goldfelder, die sich so rasch bevölkerten, daß es dem Staate nicht möglich war, mit den Bedürfnissen der Stunde Schritt zu halten.

Krüger und seine Volksratsmitglieder sahen Johannesburg wie ein neues Sodom an, das ihnen täglich neue, schwierige Fragen stellte, das sie haßten und doch nicht aus ihrem Lande jagen konnten. Krüger meinte eine Zeitlang, die reichen Leute von Johannesburg könnten ihren Wohnsitz in Pretoria nehmen, und Johannesburg könnte als eine Vorstadt von Pretoria betrachtet werden; war es doch nur die Kleinigkeit von 65 Kilometer entfernt! Allerdings betrieb der Präsident den Bau einer Eisenbahn zwischen beiden Städten.

Bald fand sich ein einfaches Theater in der neuen Stadt, und ein wandernder Zirkus gab hier von Zeit zu Zeit Vorstellungen. Die besten Geschäfte machten die Trinkbuden, die Treffpunkte der Goldgräber.

Im November 1886 erschien der anglikanische Bischof Bousfield von Pretoria und leitete den Bau einer anglikanischen Kirche zu Johannesburg ein.

Fast zur gleichen Zeit fand sich P. de Lacy, ein Oblate von Pretoria, in Johannesburg ein, und suchte um ein Grundstück für Kirche, Schule, Wohnhaus für Priester und Lehrer und um Platz zum Spielen für die Schulkinder nach. Seinem Gesuche wurde erst im folgenden Jahre stattgegeben. Als dann erhielten vier Bekenntnisse, die Katholiken, die Presbyterianer, die Juden und die Baptisten, je einen Doppelpfad im Ausmaß von 30 auf 100 Fuß und nicht mehr. Bald darauf stellten sich auch die kalvinistischen Buren und die Heilsarmee ein; letzterer wurden Schwierigkeiten bereitet, und sie hatte in etwas ihre Arbeitsweise zu ändern.

Die Goldgräber wählten aus ihrer Mitte einen Ausschuß, der ihre Angelegenheiten regelte und ihre Interessen

vertrat. Nur selten trafen sich die Ausschußvorsitzenden mit den Volksratsmitgliedern. Bei einer solchen Gelegenheit sah Präsident Krüger zum ersten Male Cecil Rhodes, den energischen Vertreter neuzeitlicher Wirtschaft, und er faßte eine herzliche und dauernde Abneigung gegen ihn.

Da Johannesburg selbst auf goldhaltigem Grunde steht, dachte man 1887 daran, es auf einen andern Platz zu verlegen; doch kam der Plan nicht zur Ausführung.

Durch die Goldfunde bekamen alle Verhältnisse in Transvaal ein anderes Gesicht. Der wirtschaftliche Notstand war auf einmal beseitigt. Es herrschte die größte Nachfrage nach allen Farmerzeugnissen, die die höchsten Preise erzielten. Den Männern, die bisher träge und verdrossen auf den Farmen herumgelegen, bot sich ein neuer Erwerbszweig: die Beförderung der Frachtgüter. Noch führte keine Eisenbahn nach dem Goldland; alle Güter wie Baustoffe, Maschinen, Vorräte und nicht zum mindesten geistige Getränke mußten auf Ochsenwagen viele Hunderte von Kilometer herangefahren werden. Für diese Güterbeförderung wurden sehr hohe Preise bezahlt, und mancher arme Bauer wurde in kurzer Zeit ein reicher Mann.

Auch der Staat zog Gewinn aus den Goldbergwerken. Hohe Schürfgeldern wurden erhoben, sowie Einfuhrzölle auf die ankommenden Waren. Die höchsten

Einnahmen brachte das Goldgelände selbst, das Staatseigentum blieb. Es wurde in Schürffelder eingeteilt, die auf 99 Jahre zu teilweise unglaublichen Preisen verpachtet wurden.

Inzwischen wuchs die junge Goldstadt wie durch Zauberei empor, mit Steinhäusern, Börsen und Banken, Gaststätten und Klubgebäuden, mit Straßenbahn und elektrischer Beleuchtung. Nach wenigen Jahren zählte sie über 100 000 Einwohner, mehr als das ganze übrige Land aufwies.

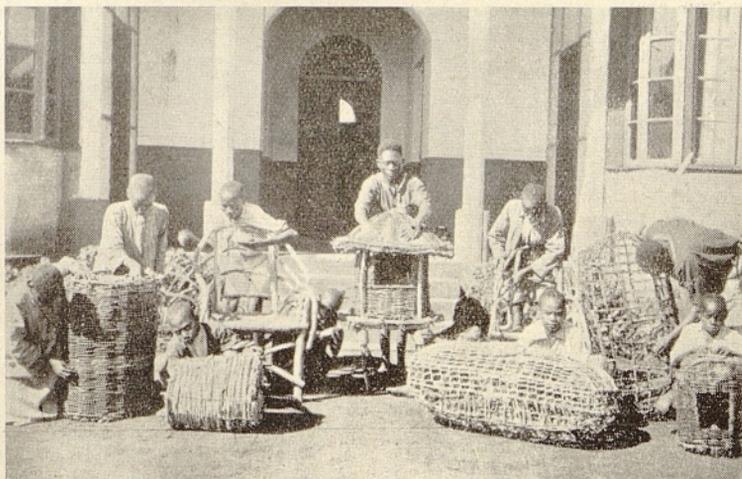
Raum war die Niederlassung auf dem Transvaaler Hochfeld ins Leben getreten, da wurde auch schon eine Zeitung herausgegeben, der „Star“ (Stern), die dreimal wöchentlich erschien und von 1889 ab täglich¹⁾.

Präsident Krüger pflegte von Zeit zu Zeit Staatsbesuche in verschiedenen Teilen der Südafrikanischen Republik zu machen. Seinen ersten Besuch stattete er

¹⁾ 1896 brachte das Blatt einen Artikel über den Jameson-Einfall, der das Mißfallen des Präsidenten Krüger erregte, und der alte Herr verbot das Erscheinen der Zeitung für die Dauer von drei Monaten. Allein die Federfuchser waren schlauer wie er. Da der „Stern“ (Star) nicht erscheinen durfte, so ging am folgenden Tage an seiner Statt ein neuer „Komet“ auf. Jedermann wußte, daß es die gleiche Zeitung unter verändertem Namen war, aber selbst Krüger fühlte, daß er nicht eingreifen konnte. Als die Strafzeit vorüber war, verschwand der „Komet“ wieder und der „Star“ setzte sein „unterbrochenes“ Erscheinen fort.

Erziehung und Leben.

Die Missionare von der Consolata (Turin), die die Mission Nyeri in Kenja leiten, lassen ihren Schülern eine gewerbliche Ausbildung zu teil werden, die sie befähigt, später gute christliche Handwerker zu werden. (Fides-Foto.)



dem jungen Johannesburg am 14. Februar 1887 ab. Die Goldgräber ließen es sich angelegen sein, das Oberhaupt des Landes mit gebührenden Ehren zu empfangen, allein der alte Herr zeigte sich nicht sonderlich gnädig. Er gebrauchte in seiner Ansprache Wendungen, die Mißtrauen verrieten und die Leute ein wenig beleidigten.

Auch bei seinem zweiten Besuch am 20. September 1887 gab es einige unangenehme Vorkommnisse. Erst bei seinem dritten Besuche anfangs Dezember 1888 zeigte Krüger ein besseres Verständnis für die eigentümlichen Verhältnisse von Johannesburg.

Gold hatte Transvaal Wohlstand gebracht, dem aber auch Unzufriedenheit auf dem Fuße folgte. Die buriischen Bürger, die sich in wilder Gegend eine neue Heimat aufgebaut hatten, wollten ihre Freiheit nicht aufgeben und waren nicht gewillt, den Neuangekommenen politische Rechte einzuräumen. Letztere, die den weitaus größten Teil der Steuern aufbrachten, waren unzufrieden darüber, daß sie bei der Berausgabung der Steuergelder und in der Verwaltung der Angelegenheiten des Landes keine Stimme hatten.

In Johannesburg begründeten die Führer der Ausländer eine „Union“ zur Erlangung der von ihnen angestrebten Rechte. Nachdem sie dem Volksrat der Buren eine riesige Bittschrift unterbreitet hatten, die ohne Erfolg blieb, erachteten sie den Zeitpunkt für Selbsthilfe, für einen Aufstand, als gekommen. Sie verschworen sich, die Regierung von Pretoria über den Haufen zu werfen und machten gemeinsame Sache mit Rhodes, damals Erster Minister der

Kapstädter Regierung, und mit Dr. Jameson, dem Administrator von Rhodesia.

Am 29. Dezember 1895 rückte Dr. Jameson mit einer Truppe von 500 Berittenen und 11 Kanonen über die westliche Grenze in Transvaal ein und marschierte auf Johannesburg zu, um sich mit den Unionisten zu vereinigen. Die Buren hatten rechtzeitig Wind bekommen und erwarteten ihn bei Krügersdorp. Nach zweitägigen Scharmücheln mußte Jameson sich mit seiner Truppe ergeben; alle wurden als Gefangene nach Pretoria geschafft.

Sir Hercules Robinson, der Statthalter der Kapkolonie und Oberkommissar für Südafrika, bot seine Vermittlung an, die von Präsident Krüger angenommen wurde. Nach einiger Mühe kam man zu einem Uebereinkommen: Dr. Jameson und seine Offiziere wurden zwecks Bestrafung der britischen Regierung übergeben, während die einfache Mannschaft straffrei nach Hause gehen konnte. Johannesburg hatte alle Waffen abzuliefern; den Einwohnern wurde Straferlaß gewährt, die Führer der Bewegung aber wurden verhaftet und auf Hochverrat verklagt. Vier von ihnen wurden zum Tode verurteilt; die Strafe wurde später in Gefängnis und schließlich in schwere Geldstrafe umgewandelt. Johannesburg und Pretoria wurden besetzt; große Mengen von Schießbedarf wurden eingeführt, und die buriischen Bürger wurden mit den besten Schießwaffen ausgerüstet. Der Jameson-Ueberfall hatte die Kluft zwischen Buren und Briten vertieft und wurde mit Ursache zum späteren Kriege.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Reisebericht Sr. Exzellenz Erzbischof Costantini.

II.

Noch vor kurzem hat man Afrika den dunklen Erdteil genannt, aber der Heilige Vater Papst Pius XI. gab die Anregung, vom leuchtenden Afrika zu sprechen, jetzt, wo die Katholischen Missionen in raschem Lauf das Licht des Evangeliums und mit ihm die christliche Kultur verbreiten. Allein im Berichtsjahr 1936/37 hat Afrika um 637 000 Katholiken zugenommen. Noch lebt in Afrika der Bischof, der in unsern Zeiten die Höchsthöhe von Bekehrungen aufzuweisen hat. Als Msgr. Strei-

cher 1897 zum Apostolischen Vikar von Nord-Viktoria Nyanza (heute teilweise Vikariat Uganda) ernannt wurde, fand er 40 000 Katholiken vor. Als er 1933 mit Rücksicht auf sein Alter und seine Gesundheit die Leitung seines Vikariates aufgab, konnte er seinem Nachfolger 322 000 Katholiken und 100 000 Katechumenen übergeben.

Nach der schönen, von Heilig-Geist-Vätern geleiteten Mission Senegal wollte ich auch dem Apostolischen Vikariat Bamako im Sudan



Grundsteinlegung einer Kirche für Eingeborene. Erz. Mac Sherry nimmt als Apostolischer Vikar von Ost-Kapland die Weihe des Grundsteins einer Eingeborenenkirche in der Siedlung New Brighton bei Port Elizabeth vor. (Fides-Foto.)

einen Besuch abstaten. Es liegt in Händen der Weißen Väter, die Kardinal Lavigerie ihren Ursprung verdanken.

Der Gouverneur von Französisch-Ostafrika stellte zuvorkommenderweise zwei Plätze in dem Zuge zur Verfügung, der in zwei Tagen und einer Nacht von Dakar aus Bamato, die Hauptstadt des Sudan, erreicht. Der gute P. Weis aus der Heilig-Geist-Kongregation war mein Begleiter.

Das ganze Gebiet von Senegal nach dem Sudan hat wenig anbaufähiges Land und ist nur hie und da von Dörfern besiedelt. Der Zug fährt zwischen spärlichem, armeligem Buschwerk, das manchmal von großen Baobab (Affsenbrothbäumen) überragt wird. Zwischen dem Gebüsch sah ich kleine Affsenherden, manchmal eine Antilope, dazu Vögel in schillernden Farben. An einer Station stand eine Herde Kühe und Ziegen, eine Reihe schwarzer Vögel hatte sich auf dem Rücken der Tiere niedergelassen und pickte mit dem Schnabel die schmarozenden Insekten auf — für die Vögel eine Nahrung und für die armen Tiere eine große Erleichterung. An Stationen, wo der Zug länger hielt, stiegen verschiedentlich Mohammedaner aus, breiteten eine Decke auf die Erde und verrichteten ihre Gebete mit dem Antlitz nach Osten gerichtet... Mohammedaner und Heiden fluchen nicht — erklärte mir Pater Weis. Eine Lehre für manche Christen!

In Kayes, einem halb einheimischen, halb

europäischen Städtchen, stieg ich aus. Der einheimische Teil besteht aus rechteckigen Hütten von gestampftem Lehm mit flachen Dächern.

Es war Regenzeit und hatte am Morgen geregnet, infolge dessen sah man auf den Terrassen Leute beschäftigt, mittels Lehm die vom Wasser verursachten Schäden auszubessern.

Die Hütten im Landesinnern sind zwar auch aus Lehm, aber in der Regel in runder Form ausgeführt. Auf den Straßen sieht man die männlichen Schwarzen mit weißen Mänteln oder Tuniken angetan, während die Frauen den Babu, eine Art Ueberwurf, tragen, in hellen Farben und im Schnitt eines gotischen Meßgewandes.

Die Weißen Väter empfingen mich mit jener einfachen, aufrichtigen Herzlichkeit, die ein Merkmal der Gastfreundschaft unserer Missionare bildet. Bei Tisch liegt stets das Chinin in Reichweite, um sich vor der Malaria zu schützen. Das Getränk der Missionare besteht in Senegal wie im Sudan in einer Art von leichtem saurem Bier, das die Missionare selbst brauen; sie nehmen dazu Hirse statt Gerste. Wein kommt in der Regel nicht auf den Tisch, er ist zu teuer.

Während des Essens erscheint unter der Tür eine Frau in den weiten Babu eingehüllt, sie brachte lächelnd und mit vollendetem Anstand eine große Schüssel Kuskus (Brei aus Grüfte, manchmal mit kleinen Fleischstückchen gemischt); es ist das die gewöhnliche Speise der hies. Regier.

Man wies mir ein Zimmer an, von dem zwei Türen auf zwei gegenüberliegende Bänken führten; das gab in der afrikanischen Gluthitze genügend Lüftung. Den Wänden des Raumes entlang liefen Büchergestelle, mit alten Büchern bedeckt. Diese Ausstattung findet sich in allen alten Missionsstationen. Es sind die Bücher, die jedesmal die verstorbenen Missionare zurückließen. Diese Bücher gemahnen an die Lebensgeschichte so vieler Arbeiter des Evangeliums, wie auch an die Geschichte der werdenden Kirchen überhaupt. Es ist in jedem Fall eine Geschichte reich an Nöten, Arbeiten, Entbehrungen, es ist eine unbekannte und doch heldenhafte Geschichte.

Die Bücher, fast immer kirchliche und geistige Stoffe behandelnd, trugen die Spuren langjährigen Gebrauchs: es waren die verschwiegene Freude und Tröster im harten Tagewerk der Missionare, die Quellen lebendiger Kraft im Kampf um die Heiligung des eigenen Ich und für das Fortschreiten der Kirche unter den Heiden.

Liebe, tote Missionare! Mir kam vor, als ob sie in diesem Zimmer zusammenkämen mit den Spuren langwieriger apostolischer Mühen und doch heiter und freudig: sie waren tot, die Bücher, einst ihre geistige Nahrung, waren ihren Händen entfallen wie der Spaten der Hand des Landmannes entgleitet, der seinen Lebenslauf vollendet hat. Aber andere Ackerbauern nehmen den Spaten auf und führen die Feldarbeit weiter; so kommen auch andere, jüngere Missionare in den Weinberg des Herrn und die Arbeit geht weiter. Jesus Christus hat gesprochen: „Ein anderer ist der Sämann, ein anderer der Schnitter.“ Immer aber ist es die Kirche, die sät und erntet. So wächst auch das kurze Leben eines Missionars über sich hinaus und nimmt an dem großen unsterblichen Leben der Kirche teil.

Unter den Büchern, die ich in meinem Zimmer dort in Kayes voll Andacht und Ehrfurcht durchblätterte, fanden sich gewiß auch jene der drei jungen Missionare, die beim Ausbruch des Gelbfiebers in Kayes im Jahre 1933 auf der Strecke geblieben waren — Opfer ihrer Liebestätigkeit. Gegen 200 Fremde und Tausende von Eingeborenen haben bei jener Epidemie den Tod gefunden; P. Dalbos entfaltete eine aus Wunderbare grenzende Hilfstätigkeit und blieb selbst von der schrecklichen Geißel verschont.

Ich feierte mit den Missionaren das Fest Mariä Himmelfahrt. Die Liturgie des Tages ist immer schön, sie wirkt noch ergreifender, wenn man ihr in fremden Ländern beiwohnt; im Gregorianischen Choral hallt das Echo der Gesänge wider, die man als Kind in der heimischen Dorfkirche gehört. Für mich wirkte das Fest umso ergreifender, als ich daran dachte, daß vor einem Jahrhundert hier wohl noch das Brüllen des Löwen zu hören war.

P. Kamara, ein Neger, Sohn eines Mohammedaners, sang die Messe; er sang exakt und mit Gefühl, während der Chor der schwarzen Männer und Frauen unter Leitung des P. Tiberghien von der Kirche aus in lang-

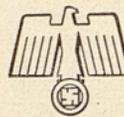
jamem, abgewogenem und harmonischem Rhythmus antwortete. Die Eingeborenen haben Freude am Gregorianischen Gesang und geben ihn gut wieder, da er am meisten ihren getragenen Melodien nahe kommt. Die Neger sangen auch das „Adoro te devote“ und andere liturgische Hymnen. Wenn ich die Augen schloß, glaubte ich in Italien zu sein.

Nach der Messe stimmte P. Tiberghien das „Tu es Petrus“ an, es folgte das Gebet für den Heiligen Vater. Welch tiefe, tröstliche Bedeutung kommt diesem Gebet zu, das allenthalben auf der Welt dem Herzen der Kinder entströmt, die des Vaters gedenken. In ihm lehren die göttlichen Kennzeichen der Kirche, ihre Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität wieder. Der Missionar, der im Schnee des Nordpols oder in den Wäldern des Äquators gleichsam verschwindet, fühlt sich als Teil des gewaltigen geschlossenen christlichen Heeres, das dem Papst untersteht.

Voll Trauer sagte mir ein Protestant in China: „Uns fehlt Rom. Ihr habt einen Mittelpunkt, eine Grundlage, eine Leitung.“

In Bamako traf ich mit dem Apostolischen Vikar Excellenz Moulin zusammen, den ich schon in Rom kennen gelernt hatte. Der Bischof ist nicht alt und doch trägt er an Gesicht und Bart die Spuren langer, harter, apostolischer Arbeit und jenen Schatten von Trauer, den man bei allen Missionaren wahrnimmt, wenn man auf das Problem des Islams zu sprechen kommt; ein schweres Problem, denn der Islam macht rasche Fortschritte, viel schnellere als die heilige Kirche Christi. Der Islam lehrt eine einfache, bequeme Religion und lüftet in der Praxis auch alte heidnische, abergläubische Vorstellungen. Die schwarzen Fetischanbieter begreifen allmählich die Leere ihres Glaubens und möchten sich einer Religion anschließen: dem Islam oder dem Christentum. Sie sagen, alle beide sind gut, aber der Islam ist die Religion, die dem Neger mehr entspricht, während das Christentum mehr dem Weißen eignet. Die aus Marokko und anderswoher kommenden Kaufleute und Kolporteurs betreiben eine aktive Propaganda für den Islam. Auch die Zahl der Mohammedaner, die Regierungsstellen und ein gewisses Wohlwollen von oben üben auf die noch heidnischen Neger eine nicht unbedeutende Anziehungskraft aus.

Man muß sich in die angstvolle Sorge unserer Missionare hineindenken, die an der mohammedanischen Front kämpfen. Vor allem aber müssen wir auch ihrer Armut zu Hilfe kommen, auf daß sie mit größeren Mitteln ausgestattet Schulen aufmachen, das Betäti-



Prüfe die Leistungen des Winterhilfswerkes und vergleiche Deine Leistungen für das WHW! — Hast Du Deine Pflicht erfüllt?

gungsfeld der Katechisten erweitern, die apologetische Presse fördern und die Katholische Aktion gegen die Tätigkeit des Islams einsetzen können. Die islamitische Gefahr ist viel größer als man gemeinhin annimmt.

Unterstützen wir also mit unsern Gebeten diese vorgeschobenen Posten des Christentums, damit sie immerzu die einheimischen Berufe pflegen und zur Entfaltung bringen können. So schenken sie der jungen Kirche Afrikas einen zahlreichen, wohlgebildeten Klerus, und so wird auch in Bälde der heißersehnte Tag heraufziehen, an dem Afrika seine schwarzen Bischöfe erhält.

Auf dem Weg durch die Missionswerke betete ich ein stilles „De profundis“ auf einem Friedhof wenige Schritte von der Missionsstation entfernt: weiß leuchteten die Kreuze über den grünen Rasenteppich hin.

Fünf Missionare ruhten hier inmitten der Christen, die sie bekehrt und seelsorglich betreut hatten. Ein Schwarzer jätete das Unkraut auf den Gräbern aus. Ein Vogel mit flammendrotem Gefieder flog über die Kreuze hin und ließ sich auf einer Palme mit leisem Gezitscher nieder. Im Missionshaus befand sich noch der Bruder eines Missionars, der auf dem Friedhof beerdigt war.

Welcher Friede, welch lichtvolle Hoffnung, welch innige Verbindung zwischen Lebenden und Toten! Das Grab bedeutet für den Christen eine Wiege.

In Bamako hat mich eine gute Dame um eine Unterredung. Ich sagte ihr, drei Dinge hätten mich in besonderer Weise berührt: die übernatürliche Einstellung und der unverdrossene Eifer unserer lieben Weißen Väter, das Leprosenheim und die bezaubernd schöne Stadt.

Das Leprosenheim bildet eine kleine eigenartige Stadt des Schmerzes und der Liebe und steht mitten in der Landschaft, wenige Kilometer von Bamako entfernt. Der leitende

Chefarzt dieser Siedlung widmet sich nicht bloß den Kranken und den Untersuchungen im Laboratorium, er drückt dem Ganzen den Stempel der Ordnung und weisen Zucht auf: freie Privatinitiative ist auf das gemeinsame Beste hingerrichtet. Die merkwürdige, interessante Gemeinde ist nach einem einfachen, wohlbedachten Plan gegliedert: zuerst kommen die Wohnungen der Ärzte und Schwestern, dann eine Reihe einheimischer Häuser von peinlicher Ordnung und Sauberkeit, in deren Mitte das Hospital für die Schwerverkranken liegt; schließlich ein neues Eingeborenenviertel, nicht aus Hütten, sondern aus kleinen Häusern bestehend. Die kunst- und handwerksmäßige Arbeit, das Mahlen der Hirse, der Küchendienst und selbst ein Anflug von Handelstätigkeit verleihen den Wegen und Plätzen der Anstalt etwas Lebendiges, Heiteres. Es ist ein Meisterwerk der Caritas, die Wissenschaft hat sich hier in den Dienst gegen eine der schrecklichsten menschlichen Krankheiten gestellt. Das ganze Institut bildet wirklich einen Ruhmestitel für die Kolonialverwaltung und für Frankreich.

Ich sah, mit welcher Liebe und Schlichtheit der Chefarzt Dr. Boudiment bei der Behandlung mit seinen Kranken umging. Die drei Schwestern des Heimes machten auf mich einen heiteren, fast fröhlichen Eindruck. Sie holen sich täglich beim eucharistischen Herzen Jesu die caritative Begeisterung, die ihrem Dasein Berechtigung und Trost verleiht.

Christus wiederholt die herrlichen Worte: „Armen wird das Evangelium gepredigt, Auszügige werden rein...“ (Matth. 11, 5) und: „Mir tut ihr, was ihr einem von diesen getan habt.“ Das Leben wird verklärt und das düster menschlichen Leidens hellt sich auf.

Der Kunstsinne, mit dem Bamako geplant und angelegt wurde inmitten einer herrschönen Natur, im Tale, das sich gegen den Niger hin öffnet, fordert wirklich unsere Anerkennung heraus. Die öffentlichen Gebäude

Bei einem Töpfer von Chingtschen.

Die Töpfereien von Chingtschen (Kiangsi) sind in ganz China bekannt. Nach dem Trocknen im Schatten wird die Ware schön bemalt u. dann in den Brennofen gebracht. (Fides-Foto.)





Japanische Schwestern in einheimischer Tracht. In der Apostolischen Präfektur Nagoya wurde eine Schwesterngenossenschaft, vor allem durch Zutun des Apostolischen Präfekten Mgr. Reiners (Stejler Missionare), gegründet, deren Mitglieder als Pfarrhelferinnen, Katechistinnen usw. gedacht sind und darum ihre weltliche Tracht beibehalten.

(Fides-Foto.)

sind großenteils im rohen, einfachen geometrischen Stil des Sudan beeinflusst, der immerhin harmonische Veränderungen und glückliche Einfälle zuläßt. Es ist ein sichtliches Aufleben alter Formen, die den Hauch eines neuen Frühlings verspüren lassen.

Gern hätte ich gesehen, daß auch die Kathedrale sich der Umgebung angepaßt hätte, daß sie einheimisch, unter Einheimischen geworden wäre. Statt dessen stellt sie sich in schmuckhaftem, aber auswärtigem Gewande vor. Wirtschaftliche Gründe, sagte man mir, seien für die Uebernahme des romanischen Stiles ausschlaggebend gewesen.

Als ich um halb 9 Uhr abends an der Bahnstation den würdigen Bischof und noch einige Missionare begrüßte, mußte ich an die harten Anfänge der Kongregation der Weißen Väter zurückdenken.

1875 bestiegen drei Patres ihre Kamele und wandten sich dem Innern Afrikas zu. Auf den Sanddünen stimmen die drei Pioniere das Te Deum an. Drei Monate vergehen ohne jegliche Nachricht. Eines Tages erhält Kardinal Lavignerie in Gegenwart eines spanischen Bischofs einen Brief. Er liest ihn, wird bleich und reißt ihn schweigend dem spanischen Mitbruder: die drei Patres waren ermordet worden. Das Herz des Kardinals krampft sich im Schmerz zusammen, aber der Geist siegt über das Fleisch. Die zwei Prälaten gehen in die Kapelle und beten gemeinsam das Te Deum.

Dieses erstvergossene Blut wurde zu einem heiligen Samen: und heute erstrahlt es lebenskräftiger denn je.

(Schluß folgt.)

Auserwählt.

Ein religiöser Bauernroman von Berthold K. Wirthalm.

(1. Fortsetzung.)

Er ging voraus und die Eisenbichler schritt mit klopfendem Herzen und zaghaften Füßen hinter ihm drein.

Der Pfarrer stolzte an dem Weihbrunnentessel, der an der Türschwelle hing, vorbei. Die Kohlerin aber tauchte ihre Hand tief in das geweihte Wasser ein und benetzte sich damit unter eifrigen Stoßgebeten.

In seinem Arbeitszimmer ließ sich Birnbacher in dem alten, bequemen Lauscher nieder, schlug die Hände zusammen, nickte mit seinem guten, dicken Buschelpopf der Kohlerin zu und lud sie ein:

„So und jetzt setz di da nieder aufs Kanapee und schüttst ma halt dei Herz aus. Oder möchst leicht gar beichten?“ fügte er lachend dazu.

„Dös waar a bsondere Beicht, Hochwürden“, versuchte sie mitzulachen. „Koa Sünd is net und doo so was Schwaars.“

„Also los, Kohlerin, weißt ja, was da grebt wird, ist nur unter uns zwei.“

„San G' halt so guat, Hochwürden, i kimm zwegn 'n Franzl.“

„Der Spitzbub, der nignuzel!“ lachte Birnbacher. „Aber ein netter Kerl, ich mag ihn gern.“

„Ja, Herr Pfarrer, zwegn dem waar i da. Mei, 's is soviel schwaar.“

„Was wär denn da schwer? Der Franzl ist doch der richtige Bub, wie er sein soll. Lustig, fresh, rausen kann er wie kein anderer, aber hellauf oben im Hirnkastl. Weißt, Kohlerin, solche Buben mag ich. Die Dackmäuser, laß mi aus, die sind nix und werden nix.“

„Aber garaus z'lustig is der Franzl. Garaus zviel.“

„Du, Kohlerin, da steckt etwas dahinter“, erkannte nun Birnbacher, „gleich raus damit. Da ist a Gschicht dabei, Kohlerin, net?“

„Mei schoo, Hochwürden. A lange aa noo. Zwegn der bin i da.“

Und dann erzählte sie lang und breit von ihren Leidenstagen; wie kein Beten und

kein Kräutl geholfen hatte; wie es immer schlimmer wurde und sie endlich mit dem Franzl in die Hoffnung kam.

Immer weiter holte sie aus, immer wieder versuchte sie, das dicke Ende hinauszuschieben, bis Birnbacher ungeduldig wurde und sie aufforderte:

„Das ist mir allsam nix Neu's, Kohlerin. Nur weiter, weiter! Du hast ganz was anders am Herzen.“

Er mußte sich noch lange gedulden, bis sie die richtigen Worte für ihr eigentliches Ansinnen fand. Aber dies hatte der kluge Menschenkenner bereits aus den ersten Andeutungen herausgehört. Das nahm ihm seine fröhliche Stimmung. Er hörte dem Rest ihrer langen Erzählung mit schweigendem Ernst zu.

Die Kohlerin kam zum Schluß:

„Zeß wissen S' es, Herr Pfarrer. Und Sie sehn selbn, was er für a Bub wordn is. Grad wild is er und a Jaga möcht er werd'n und a Hauptmann mit an Gwehr. Und i denk mir bei mir selbn, wann er jetzt einkimmt ins Seminar und muß staad dasthen und hat koan Berg mehr und koan Wald, aft verschmacht mir der Bua. Und doo han i gschworn und an heiligen Eid gleißt der Mutter Gottes. O mei, Hochwürden, was werd dös jetzt? Ganz verzagt bin i. Die Mutter Gottes hat ma gholfen in ihrer großen Gnad und i müßt sie beleidigen oder mein Buam leicht unglücklich machen. Naa, Hochwürden, dös söll, wann i dazumals gwißt hätt, i sag's glei, wie's wahr is: Ehnda waar mir glei liaber gwen, der Vater hätt weitergsuffa.“

Herr Birnbacher rieb sich mit der linken Hand durch die Haare und übers Gesicht.

Dann sah er mit mitleidvollem Ernst auf die Bäuerin, als wollte er sagen: Da hast du dir eine schöne Suppe eingebrockt, du Gute!

Aber er sprach:

„Na, Kohlerin, so weit geshlt ist's noch net. Der Franzl kann ja zuerst am Gymnasium studieren und geht später in das Seminar.“

„Wann i eahm aber jetzt net eintua, später geht a mir leicht gar nimmer net“, jammerte sie auf.

„Das glaub ich beinah selber gern. Später geht der Bub in kein Seminar.“

„Und was tua i mit mein Verlöb'nis?“ klagte sie weiter. „Naa, Herr Pfarrer, narriß könnt oans werd'n. Grad fürcht'n müast i mi auf mei Sterbestund. Die Sünd! Koa Lossprach gibt's aa net und guatmachen kann i's aa net! O mei, Herr Pfarrer, wissen S' mir koa Hilf net? Wissen S' koan Rat?“

Da streifte den Pfarrer ein Gedanke, der die Kohlerin von ihrer Not befreien könnte. Sein Einfall machte ihn wieder vergnügt, und drum frug er mit lachenden Augen die Bäuerin:

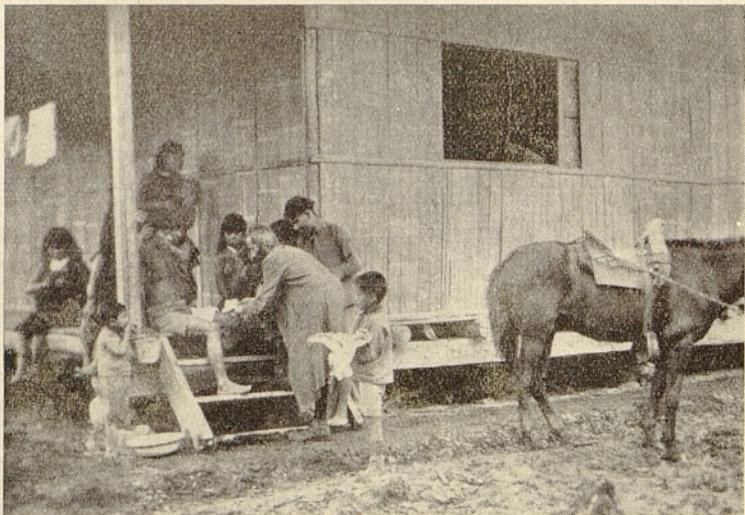
„Kohlerin, kannst noo die Biblische G'schicht?“

„Freili, Hochwürden“, antwortete sie erstaunt. Sie konnte sich nicht denken, wo der Pfarrer hinauswollte.

„Kennst noch die G'schicht, wie der Erzvater Abraham den Isaak seinem Herrn opfern wollte? Wie er schon das scharfe Messer an die Brust seines Sohnes setzte, da... Wie geht die G'schicht weiter, Kohlerin?“

„Da ist“, ergänzte die Bäuerin schüchtern, als sitze sie wieder auf der Schulbank, „auf

Der barmherzige Samaritan. Ein Missionär aus der Frommen Gesellschaft vom hlg. Joseph (Turin), der das Vikariat Napo im Ecuador betreut, ist im Indianerdorf vom Pferde gestiegen und verbindet einem armen Indianer die Beinwunde. (St.-Foto)





Indian. Brautpaare.

Zwei Brautpaare der Cariosindianer in der Apost. Präfektur Uraba, die zu Colombia gehört. Spanische unbeschuhte Karmeliten und Drittordenskarmeliterinnen, die letzteren zumeist einheimische, nehmen sich der Indianer an.

(Fides-Foto.)

amoi a Goas dabeigstanden und der Gott Vater hat gsagt zum Abraham: „Ich weiß, daß du Gott fürchtest und“, hat er gsagt, „hast deinen Sohn nicht verschont um meinetwillen“. Und ast hat der Abraham den Isaak laufen lassen und d' Goas hergenommen zum Opfer.“

Ein paar Augenblicke dachte sie angestrengt nach. Aber als sie der Pfarrer auf ihr stummes Fragen nur anlächelte, meinte sie bescheiden:

„Mei, Hochwürden, dös versteh i net, was Sie damit moanen.“

„Na, Kohlerin, wenn nun statt deinem Franzl ein andrer Geischtli wird, das ist dem Herrgott grad so liab. Ja, leicht noch viel mehr, wenn der andre zu dem schweren Beruf besser paßt wie dein Bub.“

„Moanen S', Hochwürden?“ frug sie ungläubig.

„Ja. Und siehst, da ist einer in der Gemeinde, vom Hinterstoißer der Matthias, der möcht für sein Leben gern Pfarrer werden und hätt auch das Zeug dazu. Ein ruhiger, stiller Mensch, ich glaub, Kohlerin, mit dem könntst dem Herrgott die größte Freud machen. Und dein Bub wär dann frei, könnt ein Jäger oder ein Hauptmann werden. Und was das Wichtigste ist: Dein Gewissen hätt auch seine Ruh.“

„Ja, so was wär möglich, Herr Pfarrer?“ erstaunte sie.

„Freilich. Das ist doch ganz einfach. Du laßt den Hinterstoißer Matthias auf deine Kosten studieren. Dann hast dein Opfer genau so gut gebracht und dein Verlöbniß eingehalten.“

Aber jetzt stiegen der Kohlerin die Bedenken auf:

„Auf in're Kosten? I, wann i 's Geld

hätt, glei taat i's herlegen. Aber der Bauer! Mei, was werd der Bauer dazu sagen, wann i eahm sag, er muaß jekt 'n Hinterstoißer Hiasl ins Studi schicken? Dös werd der Bauer nie tun, Hochwürden.“

„Aber siehst doch selbn, anders geht's net. Das ist der einzige Ausweg. Anders kann i dir net helfen. Kein Mensch und nicht der höchste Priester kann dich von deinem Verlöbniß entbinden. Red halt mit deinem Bauern ein aufrichtiges Wort. Leicht gibt er dir recht.“

Die Kohlerin wurde sehr bedrückt:

„I werd's 'n Bauern sagen. Amoi muaß er's doo wissen, zwegn was i dazumoi in Kirchental gwen bin und was der eigentliche Grund ist, daß er 's Trinken guat sein laßt. Leicht mag er nacha doo“, versuchte sie sich selbst zu beruhigen.

Also ging sie mit einem Aufseufzen von ihrem Pfarrherrn, der wohl ahnte, daß er mit seinem Vorschlag den rechten Ausweg nicht gefunden hatte.

Und er hatte recht damit. Denn schon unterwegs sinnierte die Kohlerin vor sich hin, indem sie halbblaute Gespräche mit sich führte:

„Naa, dös geht net. Das viele Geld für an fremden Buam. Naa, dös geht radikal net. Und nacha dürst mei Franzl dem Hiasl hochwürdiger Herr sagen und die hohe Antrach is doo für eahm gricht. Naa, dös geht net. Und der Bauer. Mei, der Bauer, der taat doo moanen, i bin narrißch wordn. Naa, naa, Kohlerin, da sagt 'n Bauern nix davon. Und der Franzl muaß halt und er wird si schoa gewöhnen.“

*

Weil nun aber ihr Verlöbniß kein Geheimnis mehr war und weil sie wußte, daß

der Pfarrer demnächst den Kohler fragen würde, wie die Angelegenheit stünde, nahm sie sich noch an diesem Abend einen innerlichen Anlauf und beichtete auch ihrem Bauern.

Aber bei dem kam sie schlecht an.

„Was?“ begehrte er auf. „Was moanst, der Franzl soll Geischtili werden? Der Wildfang! Ja, Mutter, hast du koane Augen im Hirn, daß d' net siehgst, daß das nur a Unglück gab? Unfern floan Zaga willst du in dös Gwandl einidruckn? Narrisch bist!“

„Und wann i dir die ganze Wahrheit schoo sagu muaf“, weinte sie auf, „i han's der Mutter Gottes versprochen und dös Verlöb'nis muaf aa ghalten werdn.“

„Zwegn was hast's denn tan?“

„Grad nur wegn deiner. Selbigesmal in Kirchental is gwen.“

Der Bauer pfiß durch die Zähne:

„So, so. Selbigesmal! Und hast nie a Sterbenswörtl' gsagt! Und heunt kimmst auf amoi daher! Na, so leicht g'fahn is da net!“

„Aber, Vater . . .“, wollte sie einwenden.

Der blinzelte sie schlau an:

„Hättst mi schoo einbeziehen müssen in dei Verlöb'nis. Denn zerst amoi is dös mei Bual! Und da werd noo immer i bestimmen, was aus ehm werd. Roa Pfarrer net, dös kannst dir denken. Und aus damit“, beschloß er grob. „Werd nig mehr grebt davon. Guat Nacht.“

Er zeigte ihr seinen breiten Rücken. Hinter dem konnte sie heulen, konnte sie alle Heiligen als Zeugen ihres Verlöb'nisses anrufen. Es hörten sie nur die Wände.

Der Bauer zündete sich seine Pfeife an und trat qualmend aus der Stube. Dabei

verschlang er einen Fluch auf die betnarischen Weiber.

*

Von dem Tage an stieg der Geist der Zwiebrucht wieder aus allen Winkeln des Kohlerhofes. Und die Lüge kam mitangeschlichen.

Der Bauer bestimmte, daß der Franzl im Herbst zu einem Förster in die Lehre kam.

Die Mutter ging scheinbar darauf ein. Aber wann immer sie mit dem Buben allein war, machte sie heimlich das Kreuzzeichen auf seine Stirn und flüsterte ihm eindringlich zu:

„Werst sehgn, Franzl, du werst was B'sonders.“

Oder:

„Du bist so viel gscheit. Du bist z' guat für an Zaga.“

Und noch viele andere versteckte Reden gab sie ihm. Der Franzl sah ein jedesmal seine Mutter mit großen, fragenden Augen an. Wenn er von ihr ging, schupste er mit den Schultern. Er kannte sich bei diesen Gesprächen nicht aus.

Der Vater wiederum nahm den Buben in die Wälder mit. Und auf der Gamsjagd durfte er Vaters Büchse tragen. Da war er sehr stolz und seine jungen Augen leuchteten auf.

Und der Alte lachte, wenn er seinen Jüngsten mit stämmigen Beinen und festen Griffen einen Felsen erklettern sah: „Der und a Pfarrer!“

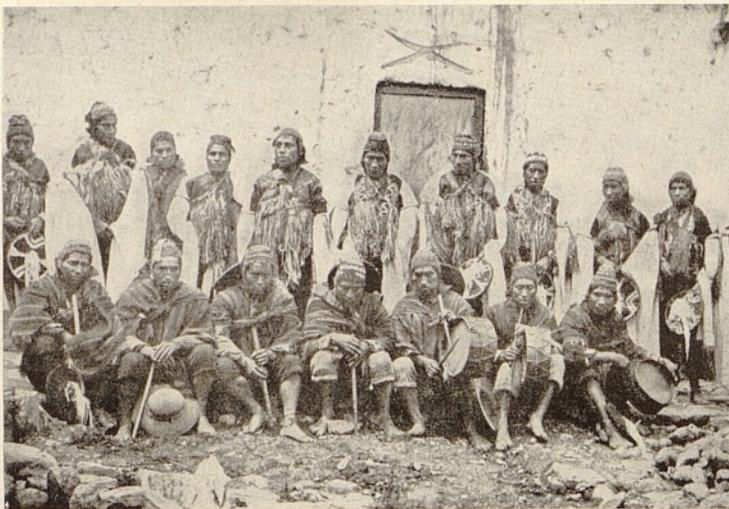
Doben auf der Spitze juchzte der Bub, daß es aus dem tiefen Ahtental vielfach widerhallte. So freute ihn das Leben, wenn er mit dem Vater durch Wälder und Berge streifte.

Und die zwei Alten wichen sich mit den

Indianische Tänzer und Musikanten.

Die Dominikaner des Apost. Vikariats Urubamba in Peru veranstalten häufig im Hof ihrer Niederlassung Feste, die dem Geschmack der Indianer äußerst zusagen. Tänzer und Musikanten geben sich ein Stelldichein. Es sind aber nur schwache Erinnerungen an die rauschenden Feste im alten Reich der Inkas.

(Fibes-Foto.)



Blicken aus. Sie begannen sich heimlich zu hasßen.

Bäuerlich trotzig schwiegen sie über die Zukunft ihres Sohnes. Dennoch spürte eines vom andern, wie jedes versuchte, in seiner Art den Franzl zu beeinflussen.

Bis der Kohler eines Tages die heimlich-versteckten Sprüche der Mutter erlauschte:

„Franzl, du werst was Höheres wie a Sagan!“

Der Bauer biß sich in die Lippen und schwieg. Er wandte sich um und trabte zum Postwirt nach Bärnmoos hinunter.

Und weil er trotzig und schadenfroh gestimmt war, kam er am Abend mit einem schweren Kausch heim.

Die Bäuerin hörte ihn von weitem johlen und sank unter der Christus-Ecke in die Knie:

„O heiliger Vater im Himmel, dös hat er aus Bosheit tan. Herr, verzeih ihm die Sünd!“

Sie schrie das bettelnde Wort auch weiter, als der Bauer in die Stube torkelte und zu plärren anhub:

„Alte, wo is jetzt dei Verlöbniß? Ha? Wann i net mag?! Aus is, gar is, wann i net mag! Und i mag net! Daß d' as nur woast!“

Er schlug mit seinen Fäusten auf den Tisch, daß es wie schweres Holzhacken klang:

„Sakrament noo amo! Geischtli werd er net!“

Vieles brüllte er noch, häßliche und grobe Worte, daß sich die Bäuerin wie eine Henne zusammenduckte. Er schrie und tobte so lange, bis er, wie vor zwölf Jahren, wieder in die Stubenecke hineinfiel und nicht mehr aufkonnte.

Die Frau schlich an ihn heran. Da er nur mehr leise grunzte und die Arme bleiern herabhingen, wagte sie es, ihn aufzurichten.

Aber zwölf Jahre fressen viel Kräfte einer alternden Bäuerin auf. Sie vermochte es nicht mehr.

Da nur der Franzl allein im Hause war — die älteren Geschwister durften zu einer sonntäglichen Tanzmusik —, mußte sie ihn zu Hilfe rufen.

„Franzl, kimm, der Vater is krank wordn. Hilfst mir, eahm aufsitragn in die Kammer.“

Der Bub machte erstaunte Augen. Er blickte scheu bald auf den Trunkenen, bald auf die Mutter. Die erkannte seinen Zweifel und jammerte laut:

„Leicht hat er was erwischt. A giftige Beeren oder sinst eppas.“

Als sie ihn anpackten, erwachte der Kohler so weit, daß er seinen Sohn erkannte. Er griff nach ihm, zerzte ihn zu sich herab, daß der Bierdunst dem Knaben ins Gesicht schlug, und gröhste auf:

„Und Geischtli werst net! A Sagan werst, weilst oaner bist!“

*

Das Wort sprang den Franzl an und er besann sich in dieser Nacht: „Dös waar das Höhere.“

Am nächsten Morgen stand er vor der Mutter.

„Mutter, was hat dös gheißn? I will die Wahrheit wissen.“

Und er hörte die lange, lange Geschichte von ihr, die sie einstens dem Pfarrer erzählt hatte. Sein junges Gehirn begriff nicht. Er ging mit einem wirren Kopf von ihr.

Der Vater machte die Sache kürzer:

„Dös geht di gar niz an, was die Mutter daherbracht. Dös is a alte Gschicht, die längst so Gültigkeit mehr hat. Im Herbst kimmst zum Förster in d' Lehr.“

Das gefiel dem Franzl besser.

*

Aus bösem Trotz und um seiner Bäuerin zu beweisen, was ihr Verlöbniß ohne sein Mittun sein könne, betrank sich der Kohler nach einigen Wochen ein zweites- und im späten Sommer ein drittesmal.

Er war nun schon ein guter Sechziger und vertrug nimmer so viel wie in seinen jungen Jahren. Aber er trank so viel, bis er besinnungslos wurde und auf seinem Heimwege nicht Weg und Steg sah. Er schwankte vorwärts, drohte mit den Fäusten in heftigen Selbstgesprächen Himmel und Wäldern, fiel auch hin und schlug sich Wunden.

Schwankend erhob er sich und ging schwerfällig in der Richtung weiter, in der er auf eingekuntenen Knien und mit baumelndem Oberkörper eben stand.

Er stolperte im Zickzackweg der Grindswand zu. Aber er meinte, auf dem Heimwege zu sein.

*

Zu dieser Stunde griff langsam und tastend eine Unruhe der Kohler-Mutter ans Herz.

Es trieb sie bald in die Stube, bald in die Küche, dann wieder vor das Haus. Die Angst war noch unbestimmt. Wie sie die Tiere des Waldes haben, ehe die Gewalten des Allmächtigen über sie einstürzen.

Doch plötzlich stand das Gespenst eines nahenden Unheils vor ihr auf.

Sie blickte eben nach dem Wald, hinter dem die Grindswand steil und tief in das Adental hinabfällt. Da sah sie ein verschwommenes Bild und schrie auf:

„Vater im Himmel! Franzl, der Vater kimmst noo net!“

(Fortsetzung folgt.)

NEUE BÜCHER

Verlag Laumann, Dülmen (Westfalen).

Ernte 1938. (Schluß.)

Die Buchreihe „Große Männergestalten“ erfuhr in diesem Jahr wiederum eine Bereicherung durch das Lebensbild eines uns und unserer Zeit nahestehenden Mannes: „**Sieronymus Jaegen**“, ein Bankdirektor. (213 S.) Von Karl Wild. Jaegen ist erst im Jahre 1919 zu Trier verstorben; seine Freunde ehrten ihn als heiligmäßigen Mann. Wir staunen, wie dieser Mann, der so ganz im Getriebe des Alltags stand, ein solches Innenleben führen konnte.

Ein zweites Buch der Jahresreihe offenbart uns in seltener Schönheit die Höhen und Tiefen eines Seelenlebens, das von wahrer und echter Mystik Zeugnis ablegt. Es handelt sich diesmal um die im Jahre 1918 verstorbene Marie Antoinette von Geuser. Eine Karmeliten-Schwester aus Köln-Lindenthal hat in dem Buch: „**Ein Leben der Liebe**“ (224 S.) in religiösen Betrachtungen die charakteristischen Züge der mystischen Berufung von Marie Antoinette von Geuser darzustellen gesucht. Durch ihre „Briefe in den Karmel“ war die Persönlichkeit dieser gottverbundenen Seele bereits bekannt geworden. Diese Briefe, sowie Tagebücher und Gebete bilden die Grundlage des vorliegenden Buches.

Neben dem religiösen Schrifttum ist auch die Pflege der schöngeistigen Literatur dem Laumann-Verlag eine ernste Angelegenheit. Für die Jungen bestimmt ist der stattliche Band: „**Unsere Welt**“. Er ist mit sehr schönen Bildern und Photos ausgestattet und erscheint bereits in zweiter Folge. Herausgeber ist Hubert Göbels. Da wird geplaudert, erzählt und berichtet von froher Fahrt, bestandenen Abenteuern, überwundenen Schwierigkeiten, da enthillt die Welt der Technik ihre verborgenen Geheimnisse und die Natur offenbart etwas aus ihren Tiefen. Die Sprache ist lebendig und männlich.

Ein vortreffliches Buch ist ohne Zweifel die Segelstiegegeschichte, die Gerhard Siegel geschrieben: „**Geheimnis um zwei Segelkisten**“. Hier berichtet einer aus persönlicher Erfahrung vom Gemeinschaftsleben und -streben einer ganz zünftigen Schar, die sich um einen zielbewußtesten Fluglehrer gesammelt und von der festen Ordnung selbstverständlicher Kameradschaft zusammengefaßt wird, auch dann, wenn es einmal schieß zu gehen droht, und das Küchenzelt ein Opfer jugendlichen Uebermuts geworden ist. Röstlich ist die Lüftung des Geheimnisses um die zwei Segelkisten, das das ganze Buch durchzieht und sogar die hohe Obrikeit eines Dorfes zwei Tage in atemloser Spannung hält, gelungen.

Und was ist's mit den Mädels? Auch an diese hat der Verlag gedacht und ihnen einen sehr erfreulichen und schönen Jahresband zusammengestellt: „**Der frohe Kreis**“. Herausgeberin ist Elisabeth Göbels. Mit ihr

haben an dem Band gearbeitet Paula Grogger, Liane von Genzow, Ruth Schaumann u. a. Christel Kranz erzählt von ihren Skifahrten, Thea Rasche von ihrem „gefährlichsten“ Flug, außerdem hören wir von den Mädels im Arbeitsdienst, wie überhaupt alle Bereiche berücksichtigt sind, die unsere Jungmädels heute interessieren und beschäftigen. Das Buch sollte in keiner Jungmädelsbücherei fehlen.

Ein Märchenbuch eigenster Art stellt das Werk von Franz Braumann: „**Der goldene Schlüssel**“ dar. Philomena Koch hat es mit ganz wundervollen Holzschnitten ausgestattet. Diese Märchen, prächtige Geschichten aus dem „Finkenwalde“ sind in einem kinder-tümlichen, aber doch so lebenswahren Ton erzählt, daß man sich selbst in den Märchenwald versetzt glaubt.

Wir erwähnen noch die besinnliche und von edlem Menschentum erfüllte Erzählung Christian Wilhelm Wiebergers: „**Das Zeichen mit der Krone**“ und stehen dann bei zwei Romanen, die das Verlagsgeschäft im Jahr 1938 gut abschließen. Den ersten „**Ueber brüdenlose Flüsse**“ (318 S.) hat Gertrud Kurowski geschrieben. Ein Kolonialroman. Wir erfahren zunächst das Geschick eines jungen Menschen, der sich trotz der Traditionen entgegenstellt, die in deutschen Adelskreisen der Vorkriegszeit als heilig galten. Er bricht mit seiner Familie, verläßt Deutschland und wandert in die Tropen. Als echter deutscher Pionier macht er dort eine Schuld wieder gut, die er sich einst als jugendlicher Feißsporn aufgeladen. Der Krieg reißt ihn über Nacht von seiner großen Plantage weg, führt ihn ins Gefangenenlager und endlich auf Umwegen und nach langen Fahrten über England nach Deutschland zurück. Gebrochen und in Auflehnung gegen das Schicksal, das dem deutschen Volk seinen Kolonialbesitz geraubt, versucht er, sich in der Heimat eine neue Existenz aufzubauen. Aber überall stellen sich ihm ungeheure Schwierigkeiten entgegen. Doch er läßt sich nicht mürbe machen, und nachdem er sich mit seiner Familie wieder ausgesöhnt, folgt er aufs neue der Sehnsucht seines Herzens und zieht wieder hinaus in jene verlorenen Gebiete, um durch entsagungsvolle Arbeit Deutschland das Heimatrecht an diesem Boden zu erhalten.

Den zweiten Roman: „**Andrea — irgendwoher**“ schenkt uns eine junge, vielversprechende Schriftstellerin, Wilma Sturm. Sie versteht es, dem schon so oft besungenen Wesen der Liebe durch neue Motive und eine schöne Sprache Adel und Größe zu geben. Andrea ist das vaterlos aufwachsende Kind einer italienischen Bäuerin. Seit deren frühen Tod ist das Mädchen nirgends mehr recht daheim. Ein deutscher Soldat tritt in ihr Leben, das Schicksal trennt sie wieder; Andrea macht sich auf, ihn in seiner deutschen Heimat zu suchen und findet ihren Vater, und schließlich auch den geliebten Mann wieder. Wintermann.

„Das Evangelium Jesu Christi“. Zusammen-
schau und Erläuterung. Von Dr. Aug. Bezin.
Mit zwei Kärtchen. Gr. 8°. 432 Seiten.
RM. 6,80; in Leinen 7,60. Freiburg 1938.

Mit einer wahren Genugtuung kann der
Rezensent auf dieses eigenartige Werk
hinweisen. Man darf schon „eigenartig“ sagen,
aber verstanden im besten Sinne des Wortes.
Denn Bezins Buch ist eine Evangelienharmo-
nie, die sich nicht zum Ziele setzt zusammen-
zustellen, wie die einzelnen Evangelisten eine
bestimmte Begebenheit berichten, sondern dar-
zulegen, wie diese Berichte das Lebensbild
des Heilandes beleuchten. Die Dis-
position folgt daher auch nicht der Darstellung
eines Evangelisten mit Hinweis auf die An-
gaben der andern, da diese ja kein chrono-
logisch erzähltes Lebensbild Jesu überliefern
wollten; vielmehr fügt der Autor, die von den
Evangelisten angefügten Tatsachen im Wort-
laut des betreffenden Evangeliums mit größ-
ter Gewissenhaftigkeit an der Stelle ein, wo
sie nach aller Wahrscheinlichkeit örtlich und
zeitlich hingehören. Was irgendwie noch der
Erklärung bedarf, wird dann im zweiten Teil
(= 200 Seiten!) mit hervorragender Sach-
kenntnis näher erläutert. Sehr interessant ist
auch der Abschnitt über den Magierstern
(S. 242 ff.), wobei Bezin ausführlich über
die „königliche“ Konstellation von Jupiter und
Saturn des Jahres 7 vor unserer Zeitrechnung
berichtet. Vielleicht darf darauf hingewiesen
werden, daß eine ähnliche Konstellation mit
dreifacher Begegnung im Winter 1940 eintref-
fen wird. Jedenfalls ist es Bezin in außer-
ordentlicher Weise gelungen, das geschicht-
liche Leben Jesu in eindrucksvoller Plastik
vor unsern staunenden Augen entstehen zu las-
sen. S. Lehr.

Homiletisches Handbuch von Anton Koch.
Erste Abteilung. Homiletisches Quellenwerk.
Dritter Band. 5. Teil: Leben mit Gott;
6. Teil: Das Leben in der Gemeinschaft.
484 Seiten. Preis RM. 9,20, in Leinen geb.
RM. 11,40.

Der erste Teil des vorliegenden Bandes be-
handelt in 94 Abschnitten die Pflichten des
Menschen gegen Gott, seinen Schöpfer und
Erhalter. Der Ernst und die Tiefe der Fragen,
um die es hier geht, werden im Lichte der
göttlichen Offenbarungserweise, vorab der
Schrift und Ueberlieferung, dem Leser und
Hörer vorgestellt und durch Beispiele, Gleich-
nisse usw. veranschaulicht. Die einzelnen Ab-
schnitte gruppieren sich gedanklich um die
Titel: Religion und Glaube, Hoffnung und
Gebet, Liebe und Gebote, wobei der Grund-
gedanke aufscheint, daß die Haltungen des
Menschengeistes und des Menschenwillens nach
der im geschöpflichen Sein wurzelnden Ab-
hängigkeit von Gott und seinem in unbegreif-



Im Winterhilfswerk schaffen wir
mit Deinen Opfern die Voraus-
setzung, überall dort zu helfen,
wo wir nach nationalsozialistischen Grund-
sätzen dazu verpflichtet sind.

licher Liebe sich offenbarenden Heilswillen
ausgerichtet sein müssen, soll das Leben einen
Sinn haben und über die so rasch verfliehende
Zeit hinaus einen Dauerwert beanspruchen
können, der vor Gott Gültigkeit besitzt. Schon
ein flüchtiger Ueberblick über die Themata und
eine kurze Einsichtnahme in die verschiedenen
Artikel lassen keinen Zweifel an der guten
Brauchbarkeit dieses Teiles der Predigt,
die Katechese und jede Art religiöser Unter-
weisung ausfließen. Allerdings erheischt das
auch reichhaltigem Schatz geförderte Material
noch eine sorgfältige, der Mühe nicht ent-
behrende Bearbeitung.

Dasselbe gilt auch vom 6. Teil: Leben in
der Gemeinschaft, der in 90 Abschnitte auf-
gegliedert ist. Alle Fragen, die sich auf Familie
und Erziehung, Arbeit und Besitz, Dienst am
Volk und Staat, Umgang und Verkehr mit
den Nebenmenschen beziehen, finden hier an
der Hand der Glaubensnormen und der Er-
fahrungen des Lebens ihre werthafte Prüfung
sowohl im Hinblick auf die irdischen Belange,
als auch vor allem unter dem Gesicht-
spunkt der gottgesetzten Heilsordnung, der die
Gemeinschaft ebenso verhaftet bleibt wie der
Einzelmensch. Die vielseitige Verwendbarkeit
des Quellenwerkes wird noch mehr zutage
treten, wenn das Lehrwerk abgeschlossen vor-
liegt. Die Anschaffung dieses großangelegten
homiletischen Handbuches, das auch der eigen-
en theologischen Weiterbildung treffliche
Dienste leisten wird, verlohnt sich für jeden
Seelsorger, besonders aber für den in größeren
Gemeinden wirkenden Alerus.

S. Wohnhaas.

Missionsseminar Ellwangen (Jagst) Württbg.

Aufnahme finden Knaben, die in der
Kongregation der Herz-Jesu-Söhne
Priester werden wollen. Höchster
für die erste Klasse der Oberschule 12
Jahre. frühzeitige Anmeldung er-
wünscht.

Adtung! Wir teilen allen Lesern unserer Missionszeitschrift mit, daß die Verwaltung und
der Verstand unserer Zeitschrift von Unterprennkätten nach Josefstal bei
Ellwangen (Jagst), Württemberg verlegt wurde.